

Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp

(16. Fortsetzung)

Der junge Offizier wiederholte mechanisch, verwirrt, noch immer ohne Verständnis der Situation:

Am eine andere zu retten? Aber das — das ist ja doch unmöglich! Die Aufregung, die Empörung stieg ihm glühend heiß in die Wangen.

„Aber das ist ja schändlich! Wie kann denn jemand einem jungen Mädchen ein so ungeheures Opfer zumuten! Das ist ja nichtsmüßig!“

Richard Werders Augen flammten, seine Hände ballten sich vor starker Entrüstung. Frau Jerngard fuhr totbleich zurück; sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Türpfosten.

„Aber das ist ja schändlich! Wie kann denn jemand einem jungen Mädchen ein so ungeheures Opfer zumuten! Das ist ja nichtsmüßig!“

„Du — Du!“

Es war ein milder Aufschrei zornigen Grimmes, rüchhaltiger Verachtung; seine geballten Hände erhoben sich drohend. Sie stand wie vernichtet, schluchzend; er ein paar Schritte davon, ihr gegenüber, mit sprühenden Wänden voll Haß zu ihr hinschauend.

„Du — Du hast meinen Vater betrogen! Du bist die Geliebte des Malers!“

Sie schauderte sichtbar zusammen. Mit einer müden Bewegung ließ sie endlich ihre Hände sinken. Eine glühende Scham durchzitterte ihre Stimme, während sie leise, in bescheidener Abwehr entgegnete: „Nein, das bin ich wohl nie gewesen!“

„Du glaubst mir nicht. Freilich, der Schein spricht gegen mich —“

„Nicht nur der Schein!“ fiel er in scharfem Ton ein.

Sie sah ihn im ersten Moment fragend an. Aber das Verständnis kam ihr gleich darauf von selbst. Die Auslagen der Wirtin des Malers!

„Wirst Du mich anhören?“ fragte sie. „Es war meine Absicht, Dir alles zu sagen. Ingeborg soll nicht länger unter einem falschen Verdacht stehen. Und ich — ich bruchst dich wieder hümmlich, gepfeiften Atems ließ sie mit schmerzverzerrtem Gesicht herbei: „Ich kann die Dual der letzten Wochen nicht länger ertragen.“

Die eifrige Kälte, das Gefühl der Verachtung in seinen Wienen prägte sich nicht mehr so scharf verlegend aus. Er forderte sie mit einer Gebärde zum Sprechen auf.

„Es ist sechs Jahre her,“ begann sie leise, allmählich lauter und lebhafter sprechend, „leiner von uns allen dachte, daß ich die Frau Deines Vaters werden würde, da lernte ich Herrn Stangen kennen. Ich beschloß, mich damals eifrig mit der Malerei. In der warmen Jahreszeit machte ich häufig allein Ausflüge in die Umgegend, um im freien meine Stoffeile aufzustellen und nach der Natur zu malen. Eines Tages wurde ich von einem jungen Mann beobachtet; er näherte sich mir, ich empfand es anfangs unangenehm, aber als er mit mir über mein Bild zu sprechen begann, war ich sehr erfreut, denn ich erkannte sofort, daß mir ein Künstler gegenüberstand, der mir wohl weit überlegen war. Wir gerieten in ein unangenehmes Gespräch und legten den Heimweg nach der Stadt gemeinsam zurück. Ja, wir wurden so rasch miteinander bekannt, daß wir schon eine Verabredung für den nächsten Tag trafen, und von da ab machten wir gemeinschaftliche Ausflüge, zeichneten und malten nebeneinander, und ich lernte viel von ihm.“

„Nächst Du Deiner Mutter Mitteilung davon?“ warf der interessiert Zuhörer ein.

„Nicht sogleich, erst nachdem wir — Herr Stangen und ich — etwa drei Monate bekannt waren. Meine Mutter lernte ihn kennen, er besuchte uns, und es entspann sich ein eifriger Verkehr zwischen uns. Aber als etwa ein Jahr vergangen war, wandelte sich der Sinn meiner Mutter. Sie hatte sich rasch nach den Verhältnissen des Malers erkundigt und die Hoffnung aufgegeben, daß

er jemals die Wünsche würde erfüllen können, die sie an meinen Verkehr mit ihm geknüpft hatte. Sie wurde kalt und ablehnend gegen den jungen Mann, und verlegte sich auf Zurück. Damals war es, als meine Mutter den Antrag Deines Vaters, die Führung seines Haushaltes zu übernehmen, annahm.“

„Und Du sahst nun Herrn Stangen nicht mehr?“

Die junge Frau verneinte mit einer Kopfbewegung: „Wir haben uns heimlich noch fast ein Jahr lang, bis ich selbst allmählich dem Glauben an ihn verlor. Meine Beobachtungen bewiesen mir oder schienen doch zu beweisen, daß er leichtsinnig war. Gegenständig äußerte er Anschuldigungen, die mich verletzten. Energie und zielbewusstes Streben schienen ihm zu fehlen. In der ersten Zeit des blinden Enthusiasmus hatte ich das alles übersehen, aber nun fing auch ich an, den Mut zu verlieren, und so brach ich eines Tages nach einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen uns allen Verkehr mit ihm ab.“

„Und Du sahst ihn nicht wieder bis zu Deiner Verheiratung?“

„Nein! Meine Mutter regte zuerst den Gedanken einer Verbindung mit Deinem Vater in mir an. Ich widersprach anfangs leidenschaftlich, denn der Altersunterschied erschien mir zu groß. Aber als nun die Mutter zu trösten begann, und als ich sah, daß der Gedanke an eine unsichere Zukunft ihr keine Ruhe ließ und ihr Leiden verschlimmerte, da brach mein Widerstand. Und als nun Dein Vater um mich zu werben begann in seiner rüchthätigen, feinfühligsten und zugleich warmherzigen Weise, da gab ich nach. Mein Herz war frei. Dein Vater besaß meine ganze Achtung und Verehrung. Die enthußastischen, überschwänglichen Lebenshoffnungen waren begraben und die Zukunft an der Seite des ehrenhaften, vertrauenswürdigen, wenn auch so viel älteren Mannes erschien mir nicht mehr freudlos und unerträglich.“

„Und dann?“

Frau Jerngard antwortete nicht gleich; sie verdeckte ihre Augen mit der Hand und schenkte erst ihre Gedanken sammeln zu müssen, bevor sie mit ihrem Bericht zu Ende kommen konnte. Endlich ließ sie ihre Hand wieder sinken, atmete tief und fuhr fort: „Zwei Jahre lebte ich in ruhiger, friedlicher Ehe. Ich will nicht behaupten, daß ich mir zuweilen in einsamen Stunden zweifelnd die Frage vorlegte: Bist Du glücklich? Zu einer klaren, bestimmten, festen Antwort war ich noch nicht gekommen, als ich eines Tages in einer Gemäldeausstellung, die ich eines Vormittags allein besuchte, Herrn Stangen wieder sah. Er hatte von meiner Verheiratung in der Zeitung gelesen, er beglückwünschte mich nun — mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, der mir nicht entging. Ich befragte ihn über seine künstlerischen Fortschritte. Er antwortete ausweichend, seine Bitterkeit wuchs — kurz, er machte mir den Eindruck eines Menschen, der mit sich und der Welt zerfallen war und der an sich selbst zu zweifeln begonnen hatte. Wir trafen uns am nächsten Tage wieder in einem anderen Kunstsalon, von dem er mir tags zuvor gesprochen hatte. Mein Eindruck, daß es ihm schlecht gehe, daß er ein tief unglücklicher Mann sei, verstärkte sich. Und als er schließlich die Bitte an mich richtete, sich einmal seine neuen Arbeiten anzusehen und zu urteilen, ob sie wirklich nichts taugten, wie die Kunsthandwerker sagten, da konnte ich es ihm nicht abschlagen.“

„Und Du gingst also wirklich zu ihm?“

„Ja! Ich sah mir seine Bilder an und fand die meisten im Gegenteil besser, in der Idee tiefer und origineller, und in der Ausführung künstlerischer feiner. Nur seine letzten Bilder erschienen mir etwas bizarr und schrollhaft.“

„Aber warum hast Du in deinem Atelier gerollt?“

„Weil er so mutlos, so grenzenlos verblüht vor mir stand, weil er sich so heftig beklagte, daß ihn niemand verstände. Da packte mich ein so heißes Erbarmen, daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte.“

„Aber dann — dann schließlich hast Du — hast Du doch —“

Der junge Offizier sah mit einem Rest von Mißtrauen und Anwissen nach der jungen Frau hin.

Die Beklammerte faltete ihre Hände in dem Schoß und senkte das bis zu der Stirn erglühende Gesicht.

„Als ich Abschied nahm,“ fuhr sie flüsternd fort, „kam sein Gesicht, sein Dank für meinen Besuch, für meine ermunternden, tröstlichen Worte zum Durchbruch, und ich es verbunden konnte, hatte er mich umfaßt und geküßt.“

„Und Du?“

Mit finsternem Gesicht und drohend

gezungelten Brauen erwartete er die Antwort.

„Ich schalt ihn und sagte, daß ich nicht wiederkommen würde. Da wurde er kleinlaut, hat mich demütig um Verzeihung und bat so herzlich, ich möchte ihn nicht verlassen und ihm meine Teilnahme nicht entziehen, daß ich nicht anderes konnte, daß ich wieder kam.“

„Natürlich!“

Ein bitteres, grimmiges Lächeln schwebte um die Lippen Richard Werders.

Sie antwortete nur mit einem Seufzer und fuhr dann fort: „Es war wie das erste Mal. Wieder konnte er sich nicht beherrschen; ich mußte mich gewaltsam von ihm losreißen und stürzte in hastiger Flucht davon.“

„Und dann?“

„Dann haben wir uns nicht wieder gesehen. Ich schrieb ihm, daß ich nicht wieder zu ihm kommen würde, daß ich aber kein künstlerisches Schaffen mit meinem Interesse begleiten wollte und ich stellte ihm frei, mir postlagernd Nachricht von sich zu geben.“

„Er schrieb natürlich?“

„Ja — einmal, es war kurz vor seiner Verheiratung. Er dankte mir für die Lieberfindung der beiden Banknoten.“

„Die Du Deinem Briefe an ihn beigelegt hast?“

„Nein, ich sandte ihm das Geld an.“

Der junge Offizier verhorchte eine Weile sinnend, zögernd. Plötzlich trat er lebhaft an die in sich Zusammengekauften heran.

„Ist das alles? Hast Du mir nichts weiter zu sagen?“

Sie erhob sich und sah ihm klar und fest ins Auge.

„Nein, nichts weiter! Das ist alles. Bei dem heiligen Andenken an meine Mutter schwöre ich Dir, daß ich nicht weiter gesehen ist, als was ich Dir vorher berichtet habe.“

„Er sah ihr lange forschend ins Auge. Endlich erfasste er ihre Rechte und brühte sie herzlich.“

„Ich glaube Dir und —“ er holte tief Atem, wie von einer schweren Last befreit — „ich freue mich, daß nun doch noch alles gut werden kann.“ Seine Augen leuchteten auf und ein Schimmer freudigen Glücks breitete sich verklärend über sein Gesicht.

„Komm, wir wollen jetzt zu Ingeborg gehen! Sie hat die Schuld auf sich genommen, um Dich zu retten?“

„Ja. In meiner Angst, in meiner Verzweiflung hat ich sie, mir zu helfen und da entschloß sie sich, den anonymen Brief an Deinen Vater zu schreiben. Damals ahnte ich ja noch nicht, daß die Folgen dieser Handlung so entsetzliche sein würden. Als ich nun sah, daß Dein und ihr Glück dadurch in Gefahr kam, entschloß ich mich zu sprechen. Verzeihe, daß es so spät geschah!“

Er brühte ihr statt einer Antwort abermals herzlich die Hand.

In diesem Augenblick ging draußen die Tür und ein ihnen wohlbekanntes langsame Schritt kam den Korridor heraus.

Sie erschauerten beide.

„Dein Vater!“ sammelte Frau Jerngard, und ihr schmerzzerzerrtes Gesicht verlor alle Farbe. „Mein Gott, wie wird er es aufnehmen?“

In den Wienen des jungen Offiziers spiegelte sich ein innerer Kampf ab.

„Nein, nein!“ er war zu gefahrlos für ihn. „Ich glaube es verantworten zu können, wenn ich schweige. Ich habe ja Dein Wort.“

Das wurde von Richard Werder mit heftiger Dringlichkeit herausgeholt. Die junge Frau nickte und schied erleichtert auf. Im nächsten Moment wurde die Tür von außen geöffnet und Landgerichtsrat Werder trat ein. Er sah abgelenkt und blaß aus, das Haar hing ihm wie in der Stirn; er blühte düster und gedankenverloren vor sich hin.

„Guten Tag, Papa!“ begrüßte der Sohn ihn mit erzwungener Lebhaftigkeit. Wir wollten eben zu Ingeborg. Aber nun, da Du da bist, wollen wir doch lieber —“

Er unterbrach sich und betrochete den Vater besorgt.

„Was hast Du denn, Papa?“

Der alte Herr hob sein Gesicht und sah zuerst auf seinen Sohn, dann auf die schweigend, befangen daneben stehende. Plötzlich öffneten sich seine Augen weit und starrten in grenzenloser Ueberforderung, mit einem Ausdruck starren Entsetzens auf die Rufe und auf den Hut der Ahnungslosen.

„Wie — kommst Du zu dem Kleid?“ stammelte er, mühsam nach Atem ringend.

„Aber erinnere Dich denn nicht,“ verlegte die Gefragte mit einem angstvollen Wackeln, „ich habe mir doch im vorigen Jahr, da mir Ingeborgs Kostüm so sehr gefiel, von ihrer Schneiderin ein eben solches anfertigen lassen.“

Da fiß es wie ein Blitz in die Seele des Aufstrebenden und erhellte mit einem Male, was seit einer Stunde sich dunkel und unfassbar in ihm geregelt hatte. Das Blut schoß ihm heiß ins Gesicht, seine milden Gesichtszüge verzerrten sich zu einer anklagenden Gebärde in die Luft.

„Du — Du!“ schrie er seiner nicht mächtig, „Du hast mich schändlich —“

Die Stimme verlagte dem Strauchelnden, und nur ein paar gurgelnde Laute kamen noch über die erschreckenden Lippen, dann stürzte der alte Herr wie leblos zu Boden.

Landgerichtsrat Werder verfiel in eine schwere Krankheit. Solange er bewußtlos war und in wilden Fieberdelirien schwebte, pflegte ihn Jerngard Tag und Nacht mit liebevollster und pflichttreuer Hingabe. Als er aber zum Bewußtsein erwachte und seine Pflegerin konnte, wehrte er ihre Hilfe heftig ab, und es blieb ihr nichts übrig, als sich weinend aus dem Krankenzimmer zu begeben. Eine Krankenschwester mußte engagiert werden, mit der sich Richard Werder in die Pflege des Kranken stellte. Als die Gefahr vorüber war, bemühte sich der Sohn, den ergrünten Vater zu bekräftigen. Er teilte ihm alles mit, was ihm Jerngard selbst berichtet hatte. Aber es vergangen noch Tage und Wochen, bis der Greulende sich dazu verband, die Schuldburde vor sich zu lassen. Als sie aber bleich, leidend, mit einem tiefen Schmerzszug um die Lippen und einem Bild schmerzhaftester Reue und Verzweiflung vor ihm hinstand, er sah, wie schwer sie gelitten, wie schmerzhaft sie ihre Schuld geküßt hatte, die nicht so groß und unverzeihlich war, wie er im ersten Augenblick geglaubt. Da schmolz aller Grimm, aller Zorn dahin und seine Arme breiteten sich der in die Arme vor ihm Hinstinkenden in alter Liebe entgegen.

Nun erholte sich der alte Herr rasch und schon nach kurzem trat er mit seiner Frau, nachdem Richard sich in aller Stille mit Ingeborg verlobt hatte, eine längere Erholungsreise an. Die Gerichtsverhandlung gegen den Falschmünzer und seine Helfershelfer hatte inzwischen stattgefunden und alle Schuldigen waren zu längerer Zuchthaus- beziehungsweise Gefängnisstrafen verurteilt worden.

Früh Stangens völlige Schuldfreiheit hatte sich längst herausgestellt und er war schon kurz nach der Erkränkung des Untersuchungsrichters entlassen worden.

„Aber wie bist Du denn seinerzeit zu dem falschen Hundertmarkschein gekommen, frug schelmisch Justizrat Werder, als sie eines Vormittags im Strandhotel in Nordern beim Frühstück saßen. Die junge Frau, auf deren Wangen wieder die Rosen der Jugend und der Gesundheit blühten, lächelte schelmisch.

„Das wirst Du nimmermehr erzaalen,“ entgegnete sie.

„Nun — erwiderte er neugierig, „dann komm mir doch zu Hilfe!“

„Die hatte ich von Dir.“

Eine harte Verblüffung zeigte sich im ersten Moment in den Zügen des Landgerichtsrates, dann lachte er herzlich auf.

„Dann bin ich ja sozusagen Helfershelfer und Mittelschlichter des Falschmünzers gewesen.“ Und ernst werdend, fügte er mit einem liebevollen Blick auf die neben ihm sitzende hinzu: „Und ich bin, ohne es zu wissen, die Ursache gewesen, daß Du so viel Angst und schwere Seelenpein auszustehen hattest.“

Sie schämte sich zärtlich an ihn. „Vielleicht war es gut so!“ entgegnete sie gedankenvoll. „Gerade in dieser schweren Zeit feilscher Qualen habe ich empfunden, wieviel ich in Dir verloren hätte und —“ sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und sah mit demütigtem, dankbarem Blick zu ihm auf — „wie wohl und sicher es sich an Deinem Herzen ruft.“

Nach der Rückkehr des Ehepaars wurde die Hochzeit Richard Werders und Ingeborgs ruhmlos gefeiert. Die ehemalige Studentin gab ihre Geschäftsstudien frohen Herzens auf, erliefen ihr doch das Studium der Liebe und Ehe viel verlockender und glückselbiger.

Ende.

Ein Mordanschlag ist gegen den Oberarzt der physischen Abteilung des städtischen Krankenhauses in Altona, Dr. Walter Cimbal, verübt worden. Der Täter ist ein erst im Januar aus der Irrenanstalt Friedricksberg zu Hamburg als geheilt entlassener Zimmernemann Wilhelm Gerdes aus Hamburg, dessen Frau in der Altonaer Anstalt zur Beobachtung ihres Geisteszustandes weilte. Der Täter kam regelmäßig an den Besuchstagen, um seine Frau zu besuchen, so auch gestern. Nach Beendigung des Besuchs stürzte plötzlich Gerdes in das Zimmer des Arztes Dr. Cimbal, zog einen Revolver aus der Tasche und gab einen Schuß auf den Arzt ab. Geistesgegenwärtig hüchtete sich Dr. C., so daß ihm die Kugel durch das Haar flog, ihn selbst aber nicht verletzte und in den Türpfosten schlug. Das auf den Schuß herbeigekommene Personal des Krankenhauses nahm den Täter fest und entwarfnete ihn gegen heftiger Gegenwehr. Er wurde in sicheren Gewahrsam geführt. Es ist zweifellos, daß bei ihm der Irrennarr ausgebrochen ist.

— Im Theater. Herr: „Diesen Sie doch nicht so furchtbar, das macht ja nervös!“

„Und Sie vielleicht der Autor des Stückes?“

Rechercher. Von Kurt Häger. Meiner Gräbt dumptes Niederlagern. In der neuen Nacht kein ander Leben. Wannere, die die Strahlen schweigend tragen, Unstehbare Räume ruhend geben.

Welt kein Hund, kein Ferkel hängt im Grunde. Götter kein Ohr den Schreit der späten Gänge. Schwelgend in der grenzenlosen Ruhe bangt die Nacht und Einsamkeit schwerer bänger.

Da sich jäh die grauen Straßen teilen, Trist das Brauen zwischen Kameraden. Stumm geschieden — Einsame entleeren, Was ins letzte Schwelger Wege laden.

Die Jage. Doktor Helling kam nun schon seit drei Wochen ständig an unseren Tisch. Und seit fast ebenso langer Zeit gerbrachten wir uns alle den Kopf darüber, wie man ihn auf schädliche Art wieder loswerden könnte. Denn darüber waren wir uns alle einig: mit einem lebenden Konversationslexikon kann man nicht verkehren. Und Dr. phil. Robert Helling war ein lebendes Konversationslexikon. Ja, er war mehr als das. Ein Konversationslexikon begnügt sich damit, alles zu wissen. Dr. Helling aber wußte überdies alles besser. Es war nicht aufzukommen gegen ihn. Wobon man auch sprach — sofort hatte er das Wort an sich geriffen und spulte einen halbfünftägigen, ungemünzten, infruktiven Fachort ab. Er wußte in der gerichtlichen Philosophie genau so gut Bescheid wie in der Paläontologie, wußte über mittelalterliche Rechtsfragen ebenso zu sprechen wie über die letzten Neuerungen in der Radiotelegraphie; und ob man ihn nach dem Bau der Atmungsorgane einer tropischen Insektentiere oder nach einem Detail aus der wirtschaftlichen Statistik Oberkammerhofs befragte — er kam nie in Verlegenheit. Er kam überhaupt niemals in Verlegenheit, und hierauf baute unser Freund Karl seinen Plan auf. Eines Abends apostrophierte er den Doktor folgendermaßen: „Lieber Doktor Helling,“ sagte er, „Sie wissen doch alles“ (Dr. Helling machte eine bescheiden abneigende Handbewegung) „und Sie werden mir gewiß sagen können, was eine Jage ist. Ich habe das Wort gestern irgendwo gelesen und bin nicht imstande, zu erfahren —“

„Eine Jage?“ unterbrach ihn höchst interessiert Dr. Helling, „eine Jage — warten Sie nur — ich habe’s natürlich gewußt, es fällt mir nur im Augenblick nicht ein — eine Jage?“ Sie sagen, daß Sie das Wort irgendwo gelesen — was, wachten Sie, daß es dem Sinne nach etwa so klinge?“

„Ja, dem Sinne nach,“ meinte Karl nachdenklich, „könnte es wohl ein Musikinstrument sein.“

„Freilich, freilich, da habe ich’s schon!“ fiel Dr. Helling freudig ein. „Natürlich ist die Jage ein Musikinstrument. Nein, wie mir so etwas entfallen konnte! Die Jage also ist ein uraltes Musikinstrument, das heute längst in Vergessenheit geriet, dessen ungemünzte primitive Konstruktion vielmehr in anderen, neueren Instrumenten aufging. Die Jage war schon den Phöniziern bekannt. Haben Sie einen Bleistift und ein Stückchen Papier? Danke — also sehen Sie, die älteste, nur noch aus Abbildungen bekannte Form der Jage war etwa die eine flache Mulde, ein ausgehöhlter Baumstamm etwa, wor mit einer Tierhautmembran überzogen, ähnlich wie heute noch die Kesselpauke. Mit einem Klappelbande drinnen donnerte er aus. Damals bediente man sich der Jage vorwiegend, um die Bevölkerung zum Kampfe zu rufen. Auch bei Hochzeitsfeiern wurde sie geschlagen. Später erschiene sie im asiatischen Orient in etwas geänderter Form — etwa so, nein, mehr bauchig — so — und sie wird unter dem Namen Dschakoff, des Weithlöchernden, vielfach schon als Orchesterinstrument, zur Begleitung der Zinken und Flöten, verwendet, wozu die Membran natürlich auf eine bestimmte Tonhöhe gestimmt sein mußte. Leider wissen wir über die Notensysteme dieser Jagen wenig. In Arabien wurde die Jage auch später noch allein benützt, doch ausschließlich bei festlichen Gelegenheiten, beim Einzuge fürstlicher Gäste, wobei die Zahl der Schläge stets nach dem Range der betreffenden Persönlichkeit richtete.“

Wir lauschten alle gespannt. Um die schmalen Lippen Karls zuckte es merklich — allein Dr. Helling war nun schon viel zu sehr in seinem Fachwörter, um das zu bemerken. Er fuhr also fort: „Unverzüglich, Ueberlieferungen zufolge soll Antiquus ein detartiges Instrument aus Afrika nach Rom gebracht haben. Vielleicht war es ein Geßelnt Resopant. Möglicherweise ging diese Jage beim Brande Roms unter Nero zugrunde, wovon Brande ja bekanntlich auch die taffischen Sammlungen orientalischer Kunstwerke zum Opfer fielen. Zum mindesten fehlt nach jahrbücherlicher jeder Hinweis auf eine Verwendung

der Jage. Erst Gottfried von Strachburg berichtet von einem Franziskaner, nämlich im Kaarago, der ein falsches Instrument besaßen haben soll. Wenn ich nicht irre, so gibt es im Germanischen Museum zu Nürnberg ein Schlaginstrument, das von manchen Forschern für eine Jage gehalten wurde. Doch der Streit hierüber ist längst verstaubt, und deshalb bin ich einigermaßen erlaucht zu hören, daß Ihnen die Bezeichnung dieses Instrumentes jetzt irgendwo unterliefe. Darf ich Sie fragen, wo Sie etwas über eine Jage lesen?“

Karl schien noch immer nachdenklich. Erst nach einer Weile antwortete er ganz langsam: „Wo ich von der Jage etwas las? In der Bibel, Herr Doktor.“

„Ach, nicht möglich! Sollte wirklich schon in der Bibel?“

„Ja, gewiß,“ bestätigte Karl, „sogar in der Bibel wird die Jage erwähnt. Und nun, nach Ihren Aufklärungen, ist es mir auch klar, daß es sich nur um ein Musikinstrument handeln kann.“

„So, so — und würden Sie vielleicht die Stelle ungefähr zitieren können?“ fragte Dr. Helling mit glänzenden Augen.

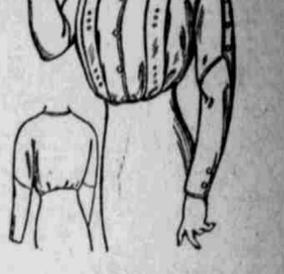
„Gewiß,“ meinte Karl, „jeht fällt mir der betreffende Passus sogar wirklich ein. Es heißt dort im Buch der Könige: „Die Philister erwarteten den Feind mit Zittern und Jagen...““

Dr. Helling kam nicht mehr an unseren Tisch.

Das Wörtchen „Wenn“. Wie viel hängt von dem kleinen Wörtchen „wenn“ ab! Wenn ich reich wäre, anstatt arm, wie viel wollte ich mit meinem Gelde Gutes tun und die Armen beglücken! Wie sollten alle, die mir so lieb und teuer sind und doch so wenig von dem Luxus des Lebens besitzen, in den Freuden und Bequemlichkeiten schwelgen, die mit Geld zu erkaufen sind. Wenn der böse Dämon „Jorn“ eines Tages seine Fesseln nicht zerreißen hätte, so wären jene Worte nicht gesprochen worden, und ich könnte mich noch jener Freundschaft rühmen, die ich nun für immer verloren habe. Wenn ich nur noch einen Tag gewartet hätte, bevor ich jenen Brief schrieb, der ach! nur zu sicher seinen Bestimmungsort erreichte und Wunden schlug, wie die Spitze eines scharfen Dolches nicht hätte tiefer verunden können — welche Selbstvorwürfe, wie viele Tränen der Reue hätte ich mir dadurch erspart!

Wenn wir auf unserem Lebenswege doch mehr Licht, mehr Sonne und weniger Schatten hätten! — Es ist so schwül, wenn es doch regnen wollte! — Es ist so kalt, wenn der gasrige Ostwind doch nachlassen wollte! — Wenn wir doch mit dem, was wir sind und haben, zufrieden sein wollten! — Wenn wir immer froh und guter Laune wären, wenn die Menschen nicht immer trübsen und an anderen zu tadeln hätten — wenn kein bitteres Wort gesprochen würde, — wenn eifrige Freunde sich bisweilen nicht in argste Feinde kehren, wenn wir immer so gut, freundlich und liebevoll wären, wie es in unserer Macht liegt — zu welcher sonnenigen Paradiese würden wir unsere Welt machen!

Unsere Schnittmuster - Oeferte



9543. Tamenbluse. Dieses Modell zeigt einen der neuen Effekte in Tamenbluse. Die Schalter ist lang und kann den oberen Teil des Rockens bilden, der durch einen anliegenden unteren Teil verlängert wird. Die Taille ist in tiefen „Vogel“ über den vorderen Teil arrangiert und ist mit einem knageligen Hals versehen. Winzige Ävels oder Flecken sind vorne an der Halsöffnung angebracht. Das Modell eignet sich für Linnen, Gingham, Crepe, Lawn, Chambray, Boile, Corbeline, Corduroy, Seide oder Serge. Das Muster ist in 6 Größen erhältlich: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 2 Yards 44 Zoll Stoff für die 36zöllige Größe. Preis des Musters 10 Cents.

Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Modellen fertig. Jeder Leser der „Omaha Tribune“ für 10 Cents zugefandt.

Bestellungs-Anweisungen: Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PatternDept., Omaha Tribune 1311 Edward St.

Per „Omaha Tribune“ Pattern Coupon. Ich möchte Muster No. ... bei Kunderhagen. Name ... Straße ... Stadt ...

lofe Mut gegen die Fremdlinge. Zahllos sind die Stellen in den märkischen Wäldern oder in den Dörfern, wo man einzelne Franzosen erschlagen und heimlich vercharzt hat. In Naxel bei Friedland soll ein Bauer erschlagene Feinde unter der Schwelle seines Hauses vergraben haben; in anderen Dörfern erzählt man, wie die Bauern sich zusammenrohteten, eine ganze Abteilung ihrer Reinger mit Ännteln todschlugen und in der Scheune im „Taf“ vercharzten, und in Dreeß bei Friedland begrub man erst 1906 einen Franzosenknochen, den ein Bauer vor 100 Jahren einem Feinde mit der Senfe abgehakt hatte. Bis dahin war er im Klirrtum aufbewahrt worden. Der Volksgrimm im Jahre 1813 war also echt und wahrhaftig; er gab der Erhebung die furchtbare Stoffkraft.

— Wahrscheinlich. A.: „Wenn ich bloß wüßte, wer meinen Seidenpisp gestohlen hat.“ B.: „Wahrscheinlich ein Seidenpispbube.“

— Unter uns. „Du, Juste, mein Gottlieb sagt immer, wenn ich ihm schreibe, ich habe keinen Stuhl. Meinst Du nicht auch, daß er als mein Zatte andere Ansichten kriegen würde?“

— Und verloren. „Sie wollen hundert Mark von mir pumpten! Sie sind wohl nicht bei Tross!“

— Ne, nicht — bei Kaffe! „Unteroffizier: „Retrut Kulle, woran erkennt man z. B. einen Unteroffizier im Gegensatz zu einem Gemeinen?“ Retrut (nach längerem Bedenken, plöglich): „Der Unteroffizier trägt keine Nägel unter den Stiefeln.“

— Unter uns. „Du, Juste, mein Gottlieb sagt immer, wenn ich ihm schreibe, ich habe keinen Stuhl. Meinst Du nicht auch, daß er als mein Zatte andere Ansichten kriegen würde?“

— Und verloren. „Sie wollen hundert Mark von mir pumpten! Sie sind wohl nicht bei Tross!“

— Ne, nicht — bei Kaffe! „Unteroffizier: „Retrut Kulle, woran erkennt man z. B. einen Unteroffizier im Gegensatz zu einem Gemeinen?“ Retrut (nach längerem Bedenken, plöglich): „Der Unteroffizier trägt keine Nägel unter den Stiefeln.“

— Unter uns. „Du, Juste, mein Gottlieb sagt immer, wenn ich ihm schreibe, ich habe keinen Stuhl. Meinst Du nicht auch, daß er als mein Zatte andere Ansichten kriegen würde?“